

Anzeigen = Notes bibliographiques

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: ReferenceList

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **40 (1990)**

Heft 3

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ANZEIGEN – NOTES BIBLIOGRAPHIQUES

SCHWEIZERGESCHICHTE – HISTOIRE SUISSE

MATTHIAS PAPE, *Johannes von Müller. Seine geistige und politische Umwelt in Wien und Berlin*. Bern/Stuttgart, Francke, 1989. 439 S., Abb. (Zugl. Diss., Bonn, 1987). ISBN 3-317-01662-0. sFr. 98.–.

Im Zentrum dieses Buches steht der Politiker und Diplomat Johannes von Müller, nicht der Geschichtsschreiber. Pape untersucht die aufregendste Zeit in Müllers Leben, die Zeit, da dieser – auf der Höhe seines Ruhms und mitbetroffen vom grossen europäischen Umbruch – direkt oder indirekt mit Vertretern fast aller Mächte, die sich der hegemonialen Ansprüche Napoleons zu erwehren hatten, in Verbindung stand. Seit 1793 in der Staatskanzlei und als Hofbibliothekar in Wien tätig, siedelte er 1804 nach einem Zwischenhalt in Dresden und Weimar nach Berlin über, wo er als Sekretär der Akademie der Wissenschaften und als Hofhistoriograph des Hauses Brandenburg in Dienst trat, aber nur bis 1807 verblieb. Abgesandt war er von Wien aus an die Höfe von Kursachsen, Sachsen-Weimar und Preussen, um mit deren so unterschiedlichen Herrschern eine Koalition gegen Napoleon zustandezubringen. Pape widmet sich aber nicht nur dieser – erfolglosen – Mission. Mit grosser Sorgfalt entflechtet er das dichte Netz von diplomatischen und persönlichen Beziehungen, das Müller mit der Politik und der gelehrten Welt verband. Dadurch erhellt er nicht nur das aussergewöhnlich vielschichtige Engagement Müllers, sondern in eindrucklicher Weise auch die jeweilige kulturelle Atmosphäre, in der sich der Schweizer souverän bewegte.

Für sein Werk hat Pape ein immenses, zum grossen Teil ungedrucktes Quellenmaterial durchgearbeitet und vollständig ausgeschöpft, vor allem den umfangreichen Nachlass Müllers und seines Bruders Johann Georg in der Stadtbibliothek Schaffhausen, ferner Dokumente aus Archiven und Bibliotheken in vielen europäischen Ländern. Im Anhang sind bisher unbekannte Aktenstücke abgedruckt, die sich auf Müllers Anstellung in Wien und Berlin beziehen. Das Literaturverzeichnis erstreckt sich über nicht weniger als 64 Seiten.

Zürich

Otto Woodtli

HANS RUDOLF STAUFFACHER. *Herrschaft und Landsgemeinde. Die Machtelite in Evangelisch-Glarus vor und nach der Helvetischen Revolution*. Glarus, Tschudi, 1989. 292 S., Abb. (Diss. Zürich 1987), ISBN 3-85948-016-2.

Die Landsgemeinde gilt gemeinhin als Inbegriff der Demokratie. Diesen Mythos relativiert Hans Rudolf Stauffachers Arbeit über die Machtelite in Evangelisch-Glarus auf überzeugende Weise. Die faktische Macht der Glarner Landleute beschränkte sich auf einen einzigen Tag im Jahr. Wenn sie nicht versammelt waren, herrschten die Behörden. In den Mittelpunkt seiner Analyse rückt Stauffacher die sog. Schrankenämter, das Machtzentrum der Landsgemeinde-Demokratie. Im 18. Jahrhundert beherrschten neun einander verwandtschaftlich eng verbundene Geschlechter den Schranken: die Zwicky, Schindler, Blumer, Streiff, Marti, Zweifel, Tschudi, Heer und Paravicini. Der Herrschaftsanspruch dieser exklusiven Elite, die vier Fünftel aller Schrankenämter beanspruchte, setzte materielle Unabhängigkeit voraus, denn die Bekleidung der schlecht besoldeten, zeitlich aufwendigen Ehrenämter war an das Prinzip

der Abkömmlichkeit gebunden. Vor diesem Hintergrund lassen sich die Glarner Häuptergeschlechter als Besitz- und Solddienstelite definieren. Die Magistraten waren Rentner, Gutsbesitzer oder Militär-Unternehmer; ihre Bedeutung für die Geschichte der Protoindustrialisierung in Glarus blieb entsprechend marginal.

Im zweiten Teil seiner Arbeit schildert der Verfasser die Häupter und Häuptergeschlechter unter den Bedingungen des sozialen Wandels im frühen 19. Jahrhundert. Der Aufstieg von erfolgreichen Kaufleuten und industriellen Unternehmern veränderte die Zusammensetzung der politischen Elite und leistete der Verschärfung von internen Spannungen und Interessengegensätzen Vorschub. Stauffacher zeigt auf, dass die Glarner Verfassungsrevolution von 1836/37 Ausdruck eines tiefgreifenden Strukturwandels war. Mit der neuen, liberalen Verfassung gelangte eine soziale Formation an die Macht, die sich ein ihr adäquates, gleichsam massgeschneidertes politisches System geschaffen hatte.

Stauffachers Arbeit überzeugt durch eine klare Gliederung und durch die sehr lesbare Sprache; sie ist damit über den Kreis der Fachhistoriker hinaus einem breiten Publikum zu empfehlen. Zu bedauern ist allenfalls, dass sich die fundierte Darstellung auf den evangelischen Landesteil beschränkt und das katholische Glarus weitgehend ausblendet.

Altdorf

Urs Kälin

ALBERT HAUSER, *Das Neue kommt. Schweizer Alltag im 19. Jahrhundert*. Zürich, NZZ, 1989. ISBN 3-85823-245-9. Fr. 98.–.

Das Neue kommt! Wie könnte es auch im 19. Jahrhundert anders sein. Albert Hauser gelingt es, die Vielzahl der einzelnen Entwicklungen im Schweizer Alltag des 19. Jahrhunderts in ein grösseres Ganzes zu bündeln und eine übersichtliche und dennoch vielfältige Darstellung zu geben. Alles wurde schneller, intensiver, anspruchsvoller, und zwar nicht nur beim Verkehr dank der Eisenbahn, sondern auch in der an Intensität zunehmenden Landwirtschaft. Eine Fülle von Quellen untermauert die Darstellung; besonders anziehend wirken die zahlreichen Erinnerungen. Und wir erfahren vieles aus der Arbeit von Direktoren und Angestellten, und geradezu spannend liest sich das Kapitel über den Arbeitsalltag von Commis, Kontoristen, Ladendienern und Serviertöchtern. Aufmerksamkeit verdienen die einzelnen Kapitelgruppen vorangestellten Einführungen; zum Beispiel finden sich beim Abschnitt «Neue und alte Leitbilder» zuerst das erwähnte Einführungskapitel, dann Volkslieder, Zeitungen und Bücher, Theater und Festspiele, Inschriften an Häusern, Möbel und Geschirr, Malerei und Skulptur, Sagen, und zum Schluss Sprichwörter, Schwänke und Witze. Das Werk von Albert Hauser ist ein wertvoller Beitrag zum Verständnis des gewöhnlichen Lebens gewöhnlicher Leute in der Schweiz des letzten Jahrhunderts.

Zürich

Boris Schneider

Gottfried Keller. Gedenkband zum 100. Todesjahr. Hg. von HANS WYSLING. Zürich/München, Artemis, 1990. 472 S., Abb. ISBN 3-7608-1024-1. sFr. 78.–; ab 1. 11. 90. sFr. 98.–.

Mit dem vorliegenden Band ist es dem Artemis-Verlag gelungen, unterschiedliche Bedürfnisse mit diesem einzigen Werk zu befriedigen: Biographie, Dokumentation und Einführung in Kellers dichterische Welt bilden sowohl für den Laien wie für den wissenschaftlichen Leser eine glückliche Einheit. Zunächst einmal ist Hans Wysling mit seinem Autorenteam eine genaue und an interessanten Einzelheiten reiche Biographie Gottfried Kellers gelungen. Veranschaulicht werden die einzelnen Lebensstationen

durch geschickt ausgewählte Bilddokumente; dabei verkommt die Fülle nicht zur Überfülle, nicht zur blossen Bilder-Schau. Ergänzt werden diese Einblicke in Kellers Welt durch zahlreiche und vielfältige Briefausschnitte. Die Einführung in das dichterische Schaffen schliesslich geschieht durch kurze, aber aussagekräftige Charakterisierungen einzelner Werke und durch kleine Kostproben, die Lust auf den ganzen Keller-schen Text machen. Und damit hat der vorliegende Band ein schönes Ziel erreicht: er ist nicht nur ein Buch über Gottfried Keller, sondern auch ein Weg hin zu Gottfried Keller.

Zürich

Ulrich Landeck

MAX HUBER, *Geschichte der politischen Presse im Kanton Luzern von 1914–1945*. Luzern/Stuttgart, Rex, 1989. 344 S. (Luzerner Historische Veröffentlichungen, Bd. 25; zugl. Diss., Zürich, 1989). ISBN 3-7252-0529-9. sFr. 59.–.

Mit seiner Geschichte der politischen Presse im Kanton Luzern schliesst Max Huber eine weitere der noch zahlreich klaffenden Lücken in der Erforschung der Schweizer Presse. Im Kanton Luzern hat Huber eine der vielfältigsten und interessantesten Presselandschaften vorgefunden, die zudem in vielen Punkten als Modell für die Presseszene der gesamten Schweiz betrachtet werden kann. Die Arbeit schliesst zeitlich direkt an die Untersuchungen von Walter Boesch an, der in seiner 1931 eingereichten Dissertation die Luzerner Presse bis 1914 zum Thema gemacht hatte. Sein Werk hebt sich jedoch vom ästhetisierenden Vorgehen Boesch's deutlich ab. Der historische Zugriff hat sich in den 60 Jahren eben beträchtlich verändert. Wertungen in der Art, wie Boesch sie vornimmt und die «nur durch souveränen Verzicht auf Benennung störender Einzelheiten zustandekommen» (Huber), müssen sich heute vermehrt auf ihre Grundlage befragen lassen. Dagegen beanspruchen die politischen, wirtschaftlichen und technischen Voraussetzungen, die für eine Zeitungspublikation grundlegend sind, ein lebhafteres Interesse. Dies berücksichtigt Huber, wenn er die vier Tageszeitungen und die rund 20 Landzeitungen mit politischer Berichterstattung im ersten, eher publizistikwissenschaftlich orientierten Teil, ausführlich vorstellt. Die personelle Zusammensetzung der Redaktionen wird hier ebenso gewürdigt wie die finanzielle Situation der Unternehmen. Erst nachdem er so einen fein strukturierten Hintergrund aufgebaut hat, macht sich Max Huber daran, die Haltung der verschiedenen Blätter zu ausgewählten politischen, kulturellen oder sozialen Entwicklungen zu eruieren. Dabei werden weltpolitische Themen (Weltkriege, Faschismus, Nationalsozialismus) ebenso herangezogen wie nationale oder regionale Konflikte (Abstimmungen, Wahlen, Kra-wall von Steinen, Feuerbestattung in Luzern). Dass sich die verschiedenen Redaktionen bei der Behandlung der meisten Sachthemen nicht als monolithische Blöcke präsentieren, vielmehr selber Entwicklungen mitmachen und ihre Haltung durch verschiedenartige Einflüsse korrigieren lassen, erstaunt nur den, der nach schmissigen Bewertungen sucht, letztlich aber mit den Abläufen einer Zeitungsredaktion wenig vertraut ist. Huber's umfassende Quellenforschung lässt schliesslich ein feingliedriges Bild von sich entwickelnden Einstellungen entstehen, das sich reduzierenden und verallgemeinernden Schlüssen weitgehend verweigert und vorgefasste Meinungen ein ums andere Mal relativiert.

Zürich

Adi Kälin

Moutier–Grenchen–Lengnau 1915–1990. Eine Bahnlinie führt durch die Zeit. Bern, BLS Lötschbergbahn, 1990. 32 S., Abb.

Die Schrift berichtet über bernische Eisenbahnpolitik, die schon seit jeher versuchte, die Interessen des Kantons Bern mit den Unbilden der Topographie zu versöhnen.

Aber gerade das Schicksal dieser Strecke zeigt deutlich, dass das Abwägen zwischen Kurz- und Fernverkehr zu Kompromissen führte, die von der Nachfrage nicht honoriert wurden; der Verzicht auf die von der französischen Ost-Bahn-Gesellschaft gewünschte direkte Südanbindung mit Hilfe einer Strecke Grenchen–Büren–Dotzigen usw. 1909 liess den 1915 eröffneten Grenchenbergtunnel als Zubringer zur Lötschbergbahn an Bedeutung verlieren. Dies lag gewiss an der 1919 veränderten deutsch-französischen Grenze, aber auch an zwei Kopfbahnhöfen für die Fahrt von Bern nach Delle. Ähnlich wie die Burgdorfer bei der Strecke Olten–Bern ein halbes Jahrhundert früher ihre regionalen Interessen wahren konnten, so waren es diesmal die Bieler.

Geschickt verstanden es die Verfasser, mit nebeneinandergestellten alten und neuen Photos die Veränderungen der Linie und ihrer Nachbarschaft festzuhalten. Überraschend die Zahl der neu errichteten Gebäude. Denn die heute etwas störend durch überbautes Gebiet führende Rampenstrecke befand sich einst doch recht ausserhalb der Siedlung. Im Text wird auf die verschiedenen Probleme beim Tunnelbau hingewiesen; u. a. sorgten die Tunnelbauer indirekt für ein Erdbeben bei Grenchen.

Zusammenfassend darf man festhalten, dass eine erfreuliche, wenn auch bescheidene Festschrift über diese Strecke von der BLS herausgegeben wurde. (Dass der französische Text alle Ortsnamen in die eigene Sprache übersetzt, scheint selbstverständlich zu sein. Schade, dass es umgekehrt nicht auch so ist. Genève in einem deutschen Text dürfte ebenso zu beurteilen sein, wie wenn in einem französischen Text von Basel die Rede wäre.)

Zürich

Boris Schneider

WILLI GAUTSCHI, *Der Landesstreik 1918*. Nachwort von H.-U. Jost. 3., durchges. Auflage. Zürich, Chronos, 1988. 440, XV S., Abb. ISBN 3-905278-34-0. sFr. 44.–.

Auch nach zwanzig Jahren hat das Buch von Willi Gautschi nichts von seiner Faszination eingebüsst. Nun ist in dritter Auflage das klassische Werk wieder greifbar, und zwar mit unverändertem Text. Das Buch wird begleitet von einem Nachwort, in welchem Hans-Ulrich Jost die politischen Ereignisse von damals sehr temperamentvoll kommentiert.

Zürich

Boris Schneider

Kurt Tucholsky, *«Liebe Winternuuna, liebes Hasenfritzli»*. Ein Zürcher Briefwechsel. Hg. von GUSTAV HUONKER. Begleitband zur Ausstellung im Strauhof. Zürich, Offizin, 1990. 152 S., Abb. (Reihe Strauhof Zürich, Bd. 4). ISBN 3-527-17731-0; 3-907495-08-X (Offizin).

Als *femme fatale* hätte kaum einer ihrer Zeitgenossen die Zürcher Ärztin Hedwig Müller bezeichnet. Für Kurt Tucholsky, den brilliantesten Satiriker der ersten Jahrhunderthälfte war sie es hingegen in mehr als einer Beziehung: als Nuna war sie Tucholskys Geliebte, aber sie gab ihm auch Logis, kochte für ihn, war seine Mutmacherin und seine Beichtmutter – und vor allem, bis zu Tucholskys Freitod, seine tiefgeschätzte Briefpartnerin. Der umfangreiche Briefwechsel, welcher die intensive Beziehung zwischen der Ärztin in Zürich und dem Dichter in der Emigration dokumentiert, ist der Gegenstand der Mai-Ausstellung im Zürcher Strauhof. – Anlässlich dieser Ausstellung ist ein Begleitbuch erschienen, welches neun Aufsätze enthält, sämtlich sehr sachkundig von Mitgliedern der Kurt-Tucholsky-Gesellschaft verfasst. Sorgfältig ausgewählte Illustrationen begleiten die einzelnen Texte. Die Mehrzahl dieser Aufsätze geben Einblick in den Alltagsbereich des Dichters, bringen dem interessierten Leser den Menschen Tucholsky nah, klären über den Lebenshintergrund auf,

vor dem das literarische Werk entstanden ist. Tucholskys «Sache mit dem Geld», dann seine lange Geschichte vieler Krankheiten, der Emigrantenalltag in Schweden, das Verhältnis zu Ossietzky und vor allem Tucholskys Beziehung zu Zürich – das sind kleine, aber präzise behandelte Themen der Aufsätze. Das vorliegende Werk ist Tucholsky besonders angemessen, denn es ist mehr, als es sich ausgibt, also mehr als ein «Begleitband» zu einer Ausstellung: eine Einführung in die Vielfalt der persönlichen Welt des Kurt Tucholsky.

Zürich

Ulrich Landeck

Jegenstorf. Eine Ortsgeschichte. Im Auftrag der Gemeinde hg. von der Ortsgeschichtskommission. Redaktion: CHRISTIAN PFISTER. Jegenstorf 1989. 287 S. reich ill. ISBN 3-85681-215-6. sFr. 45.–.

Jegenstorf, rund 13 km nördlich der Stadt Bern und seit den 1960er Jahren zur Agglomeration Bern gehörend, hat sich trotz Veränderungen den Charakter eines stattlichen Bauerndorfes bewahrt, in dessen Mitte einst die Herrschaft im Schloss residierte. Die rasch gewachsene Gemeinde sollte eine Ortsgeschichte erhalten. Christian Pfister, Berner Uni-Professor, übernahm die Redaktion. In seiner programmatischen Einleitung fordert Pfister von der «modernen» Ortsgeschichte, dass sie von den Problemen der Gegenwart ausgehe, und betont ihre wichtige Funktion in der Gemeinde, indem sie mithilft, «Identität zu stiften, die Verwurzelung zu fördern und Verantwortung für die Gestaltung des Gemeinwesens und die Pflege der Umwelt zu wecken». Dem engagierten Programm entspricht die Auswahl der behandelten Thematika: Diese orientieren sich in der Tat stark an den tatsächlichen Problemen der ehemaligen Ackerbauern-Gemeinde, die unversehens in den Sog der Stadt Bern geraten war. Diese Fragen werden, sei es in eigenen Abschnitten («Verkehr», «Ortsbild und Planung», «Natur und Umwelt»), sei es in den grossen allgemeinen Kapiteln einer Dorfgeschichte («Bevölkerung», «Landwirtschaft», «Gewerbe, Industrie, Dienstleistung») vorrangig behandelt. Pfisters Konzept integrierte neben den an einer Dorfgeschichte üblicherweise beteiligten Fachhistorikern auch Nichthistoriker. Von «Laien» zu sprechen, ist nicht ganz zutreffend, denn die verpflichteten Pfarrer, Lehrer, Bauern, Gewerbetreibenden, Politiker und Vereinsleute beschrieben ihr Fachgebiet, ihre Kirchgemeinde, Schule, Landwirtschaft und Handwerk, ihre Partei, ihren Verein. Neue Hilfsmittel und Forschungstechniken gehören zum Konzept; so illustrieren von Tür zu Tür gesammelte Fotografien den Familien- und Dorfalltag, und die Oral History verhalf zu «Erinnerungen» aus den letzten Jahrzehnten, u. a. mit Erzählungen und Anekdoten alter Leute und Äusserungen von Schulkindern.

Es entstand eine originelle, ebenso lebendige wie lebens- und wirklichkeitsnahe Ortsgeschichte, die schwergewichtig den Zeitraum des 19. und 20. Jahrhunderts beschränkt. Ein einfaches Aufbauschema von 21 Kapiteln ordnet die Vielfalt der Thematika eher additiv. Redaktion und Kommission gewährleisteten die Wissenschaftlichkeit und – was bei der sicher unterschiedlichen Qualität der einzelnen Beiträge nicht selbstverständlich ist – die sprachlich und stilistisch gute, durchwegs ansprechende Form aller Kapitel. Es ist erfreulich, dass man auf einen ohnehin schnell veraltenden Fachjargon verzichtet hat. Lobenswert ist das Bemühen um eine auch didaktisch gute Darstellung (v. a. Kap. 7, 8, 12–15). Dazu gehören auch Kapitel, die entsprechend der besonderen Situation Jegenstoffs den Rahmen einer landläufigen Dorfgeschichte sprengen (Abschnitte: Schloss und seine Besitzer, Glasgemälde der Kirche, Jahrbücher). Ein reiches Bildmaterial an Gemälden, Stichen und Fotografien, ferner vorzüglich aufgearbeitete und präsentierte Pläne, Tabellen und Grafiken ergänzen und veranschaulichen den Textteil.

Die Ortsgeschichte von Jegenstorf wendet sich erklärtermassen an den «interessierten Ortsbewohner». Sie tut dies gut und überzeugend. Der Fachhistoriker allerdings wird einiges vermissen. Verschiedene Fragen werden zwar angeschnitten, bleiben aber entsprechend dem Konzept eher an der Oberfläche. Weil ein Mediävist nicht zu finden war, fehlen Mittelalter und Frühneuzeit gänzlich. Verfassungs- und rechtsgeschichtliche Aspekte werden nur am Rande oder gar nicht behandelt, so auch im Bereich der Flurverfassung, die immerhin einige Fragen aufwirft, denn die Herrschaft sass mitten im Dorf. Im Kapitel «Kirche» wird eingangs eine Auswahl von Chorgerichtsfällen angeboten, die in dieser Art ins Kapitel über Bevölkerung und Sozialzustände passen würden; dafür unterbleibt die Darstellung der mittelalterlichen und neuzeitlichen kirchlichen Verhältnisse. Der gegenwartsgeschichtliche Schwerpunkt entspricht heutiger Tendenz.

Bern

Anne-Marie Dubler

STANISLAW CHANKOWSKI, *Muzeum Rapperswilskie jako warsztat pracy naukowej* (Das Museum in Rapperswil als wissenschaftliche Arbeitsstätte). «Przeglad Historyczny», 1988, Nr. 1, S. 43–60.

Das Polnische Nationalmuseum in Rapperswil wurde im Jahre 1870 gegründet und war etwa fünfzig Jahre hindurch ein grosses Kulturzentrum für die polnische Emigration in ganz Europa. Man kann mit einigem Recht sagen, dass dieses Museum, das gleichzeitig u. a. eine wertvolle Bibliothek hatte, eine bedeutende Rolle im polnischen kulturellen und wissenschaftlichen Leben spielte. Der Aufsatz von Stanislaw Chankowski bringt die Frage der Benutzung der Bücher und Quellen näher, die im Museum von polnischen Forschern – vor allem Historikern – und Schriftstellern aufbewahrt waren. Verhältnismässig ausführlich behandelt der Verfasser die Geschichte und Zustände innerhalb des Museums. Zu bemerken wäre noch, dass die Arbeit ziemlich viel über statistische Angaben enthält. Es handelt sich um eine rechtschaffene Darstellung, die sich auf eine wenig bekannte Quellenbasis stützt.

Gdańsk (Danzig)

Marek Andrzejewski

Ceux qui passent et ceux qui restent. Etudes sur les trafics transalpins et leur impact local. Actes du Colloque de Bourg-Saint-Pierre, 23–25 septembre 1988. PIERRE DUBUIS (Hg.). Orsières, Editions du Bimillénaire du Grand-Saint-Bernard, 1989, 219 S.

Im September 1988 fand im Zusammenhang mit dem Zweitausendjahr-Jubiläum des Grossen St. Bernhards in Bourg-Saint-Pierre ein Kolloquium über Probleme des transalpinen Verkehrs mit besonderer Berücksichtigung der regionalen Auswirkungen statt. Es traf sich zu diesem Anlass eine Reihe von Wissenschaftlern nord- und südalpiner Provenienz. Dabei wurden einzelne vergleichende Referate gehalten, wie etwa von Jon Mathieu jenes über den neuzeitlichen Alpenverkehr in Graubünden. Ausserdem wurde von Anselm Zurfluh der Einfluss des Transitverkehrs auf die ansässige und betroffene Bevölkerung am Beispiel des neuzeitlichen Uri exemplifiziert. Insofern vermag die Publikation über die regionale Themastellung hinaus zu vergleichenden Studien anzuregen und verdient deshalb Beachtung über die Spezialgeschichte des Grossen St. Bernhards hinaus.

St. Gallen

Werner Vogler

ALLGEMEINE GESCHICHTE – HISTOIRE GÉNÉRALE

KARL CHRIST, *Neue Profile der Alten Geschichte*. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1990, 378 S. ISBN 3-534-10289-4.

Der bekannte, jetzt emeritierte Althistoriker Karl Christ hat bereits 1972 eine Monographie «Von Gibbon zu Rostovtzeff» (Darmstadt, 3. Aufl. 1989) vorgelegt, worin er Leben und Werk verschiedener Althistoriker nachzeichnete. Auch im dritten Band seiner «Römischen Geschichte und Wissenschaftsgeschichte», Darmstadt 1983, beschäftigte er sich mit Biographien einiger Althistoriker, vornehmlich seiner wissenschaftlichen Lehrer. Nun publiziert Christ einen interessanten und auch nützlichen Band über sechs bedeutende Althistoriker dieses Jahrhunderts, um auf diese Weise althistorische Forschung anhand von Biographien einem breiteren Publikum näherzubringen. Andreas Alföldi, der zuletzt mit seinen numismatischen Forschungen zu Caesar hervortrat, aber auf den verschiedensten Teilgebieten gearbeitet hatte – er lehrte übrigens auch in der Schweiz (1947–1956) – ist das erste Kapitel gewidmet. Zwei weitere Kapitel gelten Joseph Vogt und Helmut Berve, während in den drei folgenden Abschnitten Leben und Werk von Ronald Syme, Arnaldo Momigliano und Moses I. Finley behandelt werden. Gerade die drei letzteren sind jedem Studenten der Alten Geschichte ein Begriff, haben sie doch auf ganz verschiedene Weise und mit ganz verschiedenen Forschungsansätzen die Alte Geschichte der jüngeren Zeit entscheidend geprägt.

Bern

Regula Frei-Stolba

Repertorium Germanicum VI/2. Verzeichnis der in den Registern und Kameralakten Nikolaus' V. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches, seiner Diözesen und Territorien 1447–1455. Bearb. von J.F. ABERT und W. DEETERS. 2. Teil: *Indices*. Bearb. von M. REIMANN. Hg. vom Deutschen Histor. Institut in Rom. Tübingen, Niemeyer, 1989. 643 S. ISBN 3-484-80138-7. DM 166.–.

Repertorium Germanicum VII/1. Verzeichnis der in den Registern und Kameralakten Calixts III. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches, seiner Diözesen und Territorien 1455–1458. *Textband. VII/2: Indices*. Bearb. von ERNST PITZ. Hg. vom Deutschen Histor. Institut in Rom. Tübingen, Niemeyer, 1989. 329; 362 S. ISBN 3-484-80135-2; 80136-0. DM je 92.–.

Wenn die Wissenschaft mit Triumphgeheul auf die Verwendung eines Computers hinweist, ist in aller Regel höchste Vorsicht geboten. Zwar liegt jetzt nur vier Jahre nach dem Band VI des *Repertorium Germanicum* auch der Registerband vor, sicher eine gewaltige Leistung angesichts der 30 000 Personen- und 10 000 Ortsnamen; aber es ist leider kein Verlass auf ihn, da man sich anders als bisher nicht die Mühe gemacht hat, die Namen zu identifizieren. Das führt dazu, dass der Benutzer beispielsweise den Kardinal Nikolaus von Cues an vier verschiedenen Stellen unter den Vornamen und fünf verschiedenen Orten unter den Nachnamen verzeichnet findet. Ist das der Sinn eines Registers?

Der Band VII des *Repertoriums* umfasst die Jahre Calixts III. (1455–1458). Er wurde erstellt von Ernst Pitz und lag dem Deutschen Historischen Institut in Rom seit bald 20 Jahren im Manuskript vor. Die Veröffentlichung unterblieb, weil der Band, wie unter der Hand zu erfahren war, wissenschaftlichen Ansprüchen in puncto Zuverlässigkeit nicht genügte. Ob sich daran etwas geändert hat, lässt sich von hier aus nicht näher ergründen. Es sei dem wissenschaftlichen Benutzer aber dringend angeraten, im Zweifelsfall eine Kopie der angeführten Supplik in den Vatikanischen Archiven zu bestellen.

Zur Bedeutung des Repertorium Germanicum als Geschichtsquelle sei noch einmal verwiesen auf den Aufsatz von Walter Deeters in den «Blättern für deutsche Landeskunde» 105 (1969), S. 27–43.

Zürich

Ignaz Miller

AARON J. GURJEWITSCH, *Mittelalterliche Volkskultur*. München, Beck, 1987. 417 S. (Beck'sche Sonderausgaben). ISBN 3-406-32163-1, DM 39.80.

Der Band, der das früher erschienene Werk «Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen» ergänzt, ist ein wichtiger Beitrag zur Mentalitätsgeschichte des Früh- und Hochmittelalters (6.–12. Jahrhundert). Der bekannte Mediävist der Sowjetunion, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, untersucht die Vorstellungs- und Denkweisen jener die grosse Mehrheit darstellenden Bevölkerungsschichten, die keinen Anteil an der Bildung hatten, nicht lesen und schreiben konnten. Erschlossen wird diese Geisteswelt aus lateinischen Quellengruppen, die bisher wenig Beachtung gefunden haben: Heiligenlegenden, Erzählungen von Gesichten und Reisen ins Jenseits, Berichten von Wundern und Bussbüchern sowie dem «Lucidarius» (Lichtbringer) des Honorius Augustodunensis, den man als «Katechismus» des Hochmittelalters bezeichnen könnte. Es handelt sich um eine Literatur, die massenhaft verbreitet war, weil sie der seelsorglichen Arbeit diente, an der Nahtstelle zwischen der gebildeten (klerikalen) und der ungebildeten (laikalen) Bevölkerung entstand und dort ihre Funktion hatte. Mit erstaunlicher Akribie, vom Fleiss ganz abgesehen, entwickelt Gurjewitsch aus diesen Quellen ein Bild der «Volkskultur», das lebendiger nicht sein könnte. Es macht uns fähig, ihre spärlichen Reste noch in unseren Flurnamen, der Sagenüberlieferung und dem Brauchtum unserer Zeit wahrzunehmen. Ebenso erstaunlich ist die überreich belegte Tatsache, dass diese «Volkskultur» fast 700 Jahre lang unverändert erhalten blieb und erst mit dem Aufkommen der bürgerlichen Bildungsgesellschaft des Spätmittelalters in den Strudel von Dogmatik und Intoleranz – man denke nur an die Inquisition und die Hexenverfolgung – geriet und der Umgang mit ihr verlernt wurde. Gurjewitsch sieht in diesem Vorgang, der eine ganz wichtige historische Zäsur darstellt, einen Verlust. Wir halten es mit ihm. Das Buch ist ohne Zweifel eine Pionierarbeit, und künftige Auseinandersetzung mit mittelalterlicher Geschichte wird ohne diese Perspektive der «Volkskultur» kaum mehr auskommen.

Feldkirch

Elmar Haller

Codex Manesse. Die Miniaturen der Grossen Heidelberger Liederhandschrift. Hg. von INGO F. WALTHER. Frankfurt a. M., Insel, 1988. XXXVII, 281 S., 137 Tafeln. ISBN 3-458-14385-8.

Codex Manesse, die Grosse Heidelberger Liederhandschrift. Texte-Bilder-Sachen. Katalog zur Ausstellung der Universitätsbibliothek Heidelberg. Hg. von ELMAR MITTLER und WILFRIED WERNER. Heidelberg, Braus, 1988. 688 S., Abb. (Heidelberger Bibliotheksschriften 30). ISBN 3-925835-20-2.

In Zürich entstanden, jahrhundertlang in Paris aufbewahrt, heute Prunkstück der Universitätsbibliothek in Heidelberg: das ist die Manessische Liederhandschrift, schlechthin das Juwel mittelalterlicher Buchkunst im deutschsprachigen Raum. Im Zusammenhang mit einer Ausstellung sind zwei Bände erschienen, die sich auf dieses Kleinod beziehen. – Zunächst einmal präsentiert ein Band seinem Untertitel entsprechend alle «Miniaturen der Grossen Heidelberger Liederhandschrift»; Ingo F. Walther ist der Herausgeber dieses Werks. Auf eine kurze Einführung in Geschichte und be-

sonderen Charakter des Codex Manesse folgen die prächtigen Reproduktionen der Autorenbilder. Die einzelnen Tafeln werden eingehend interpretiert und von Informationen zum jeweiligen Dichter begleitet. Erst diese Kommentare machen den Reichtum der einzelnen Darstellungen verständlich. – Der zweite anzuzeigende Band trägt den Untertitel «Texte – Bilder – Sachen» und ist im Kern ein Ausstellungskatalog; ausführlich dargestellt wird aber die wissenschaftliche Problematik im Zusammenhang mit dem Codex Manesse. Ein Autorenkollektiv unter der Leitung von Elmar Mittler und Wilfried Werner zeichnet für diese Aufsatzsammlung verantwortlich. Die einzelnen Aufsätze eröffnen den Zugang zur Liederhandschrift von ganz unterschiedlichen Ansätzen her und stellen auch neueste Forschungsergebnisse vor, so etwa die Abschnitte über Entstehung und Schicksal der Handschrift, über Herkunft und Anordnung der Texte sowie über die kunstgeschichtliche Einordnung der Miniaturen. Ergänzt werden alle diese Ausführungen durch einen Bildteil, der sowohl durch Umfang wie durch Qualität beeindruckt.

Zürich

Ulrich Landeck

PAUL BAUR, *Testament und Bürgerschaft. Alltagsleben und Sachkultur im spätmittelalterlichen Konstanz*. Sigmaringen, Thorbecke, 1989. 292 S., Abb. (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, Bd. XXXI). ISBN 3-7995-6831-X. DM 58.–.

Baur wertet in seiner Untersuchung die spätmittelalterlichen Konstanzer «Gemächtebücher» aus, einen quantitativ und qualitativ singulären Bestand von 500 Bürgertestamenten des 14.–16. Jahrhunderts, wobei er von Fragen nach der «Lebenswirklichkeit» (Alltag, Mentalität, Sachkultur) ausgeht. Einleitend bietet der Autor einen umfassenden Überblick über den Stand der internationalen Testamentsforschung (auch eine Darlegung der eigenen Auswertungsmethoden wäre wünschenswert gewesen), einen rechtsgeschichtlichen Abriss sowie eine Analyse der formalen Eigenschaften, vor allem des Motivspektrums der Arengen. Für den gesamten Untersuchungszeitraum und besonders gegen Ende des 15. Jahrhunderts stellt er «hohe Testieraktivitäten seitens der Frauen» mit 30% bzw. 60% Frauentestamenten fest. Dabei vererben (trotz der später festgestellten Einschränkungen durch Familien- und Erbrecht) beide Geschlechter Güter in gleicher Qualität, so auch Renten- und Grundbesitz. Unter den Testierenden dominieren die mittleren und oberen Schichten des Konstanzer Bürgertums, besonders die politische Führungsschicht. Im zweiten Teil untersucht der Autor die monetären und materiellen Legate an Klöster, Bruderschaften und Beginenhäuser, für Wallfahrten, Anniversarien und an Einzelpersonen (Familie, Bekannte, Dienstboten, Geistliche). Unter den Realien, die – wie der Autor zu Recht betont – nur den für «vergabungswürdig» befundenen Teil aus der gesamten materiellen Hinterlassenschaft darstellen, stehen an erster Linie Kleider, Betten mit Zubehör, Geschirr und Schmuck. Die relativ homogene soziale Gruppe der Testatoren erlaubt somit Rückschlüsse auf «sachkulturelle Vorlieben und Eigenarten» ... «Repräsentationsbedürfnis durch öffentlichkeitswirksame Realien» sowie bürgerliche Selbstdarstellung durch Wahl des Begräbnisortes.

Basel

Katharina Simon-Muscheid

VIOREL ROMAN, *Rumänien im Spannungsfeld der Grossmächte (1774–1878)*. Offenbach, Falk, 1987. 192 S. ISBN 3-924106-02-9.

Das kleine Buch gibt eine nützliche Einführung in Genesis und aussenpolitisches Beziehungsgeflecht des aus den beiden Donaufürstentümern erwachsenden rumänischen Staates. Allerdings nimmt der Verfasser offenbar unter Ceaucescu (der aber einmal mit Anerkennung bedacht wird) Exilrumäne, eine ausgeprägt nationalistische

Haltung ein. Das zeigt sich schon darin, dass er – einer offiziösen Sprachregelung folgend – den völlig unhistorischen Ausdruck Transsilvanien gebraucht, was die Eigenständigkeit des (dann ungarisch gewordenen) Fürstentums Siebenbürgen herabspielt. Am besten hätte er diese Region ganz beiseitegelassen; das wäre dem Informationswert seines Überblicks – dessen Anmerkungen übrigens augenmörderisch klein gedruckt sind – zugutegekommen.

Zürich

Peter Stadler

PIERRE LAMARD, *Histoire d'un capital familial au XIX^e siècle: le capital Japy (1777–1910)*. Belfort, Société belfortaine d'Emulation, 1988. 358 p. ISBN 2-903545-11-1. 237 FF.

En parlant de l'entreprise familiale en France au XIX^e siècle, plusieurs historiens américains ont eu des mots très durs: conservatrice, malthusienne, timorée, celle-là n'a visé qu'à rechercher les profits immédiats au détriment des investissements à long terme. Rejetée sur le plan industriel dans un enfer historique au nom de la conception schumpétérienne de l'entrepreneur, elle est encore au point de vue social accusée d'imposer un système d'encadrement carcéral dont l'expression la plus visible, le paternalisme, a généré blocage et impasse. Depuis une quinzaine d'années, les tentatives de réhabilitation n'ont certes pas manqué, en France comme aux Etats-Unis, quitte malheureusement parfois à basculer dans l'excès contraire. L'entrepreneur français n'a pas à se voiler la face. Il ne souffre d'aucune malédiction particulière, car son action doit être appréciée en fonction de son contexte spécifique et de sa culture propre, loin des comparaisons supranationales, peu pertinentes parce que totalement arbitraires. Le bilan global, somme toute, est tout à fait convenable. Ni plus, ni moins.

Dans sa monographie sur Japy, Pierre Lamard a le mérite de replacer ce débat dans une perspective plus large en dégagant toutes les facettes de l'activité patronale et en les confrontant avec les phénomènes externes à la vie de l'entreprise, tels que les conjonctures et les mouvements sociaux. Contredisant la loi des trois générations à laquelle le patronat français a eu, en règle générale il est vrai, beaucoup de peine à échapper, cette entreprise familiale témoigne d'un dynamisme indéniable tant au point de vue industriel, commercial que technique. A la base d'un véritable pôle régional de croissance dont elle a assuré l'originalité et la continuité sur plus d'un siècle, Japy diversifie à tour de bras tout en intégrant une politique de vente cohérente loin de ses bases beaucourtoises. Mais ses caractères si fortement marqués et solidement enracinés laissent apparaître à terme des fissures qui troublent la sérénité et l'assurance d'une gestion qui se complaît dans la tradition et la routine. Financièrement, l'attachement à un autofinancement obsessionnel limite les potentialités créatives de l'entreprise et réduit ses marges de manœuvre à un moment où la concurrence s'enhardit et les progrès techniques s'accroissent. Les sacro-saintes valeurs familiales perdent tout leur sens parce qu'elles sont justement toujours les mêmes et, de ce fait, s'avèrent incapables d'affronter les nouvelles contraintes issues d'un environnement social et économique en complète mutation. Les différentes guerres de succession qui jalonnent, dès 1855, la direction de l'affaire ne débouchent pas sur une remise en question fondamentale du mode de recrutement et, partant, des stratégies industrielles et commerciales. A une incontestable avance technologique succède une pâle politique d'imitations de produits peu encline à l'innovation et la conquête de marchés fait place à une politique défensive d'ententes régionales qui confine à un malthusianisme commercial.

Pierre Lamard dresse donc un portrait nuancé de cette entreprise dont les aspects proprement novateurs et dynamiques, faute de réorganisation interne et d'adaptation circonstanciée, génèrent un immobilisme coupable et un déclin douloureux. Destin

inéluctable de l'entreprise familiale ou simples péripéties dans la vie d'entités économiques enlées dans les aléas conjoncturels? Louis Bergeron n'a certainement pas tort quand il remarque, dans l'avant-propos de l'ouvrage, que «ce n'est pas la structure qui est condamnable, c'est sa pérennisation à n'importe quelles conditions». Richement illustrée et dotée de nombreuses annexes, cette monographie plaide en tout cas pour le renouvellement de l'image de l'entreprise familiale.

Lausanne

Laurent Tissot

WOLFGANG OPPENHEIMER, *Necker. Finanzminister am Vorabend der Französischen Revolution*. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1989. 338 S. ISBN 3-421-06369-9.

Das Buch eines Finanzmannes und Amateurhistorikers füllt insofern eine Lücke, als es eine zeitgemässe Necker-Biographie in deutscher Sprache bisher nicht gab. Der Verfasser erzählt nicht nur flüssig, er erklärt und interpretiert auch; die Stärke liegt an den wirtschaftswissenschaftlichen Seiten. Dass der protestantische Outsider schliesslich zum mächtigsten Mann Frankreichs nach dem König werden konnte (und seine Macht dann mit der des Königs zerfiel), hängt mit seinem zielbewussten Aufstieg noch unter Ludwig XV. zusammen, da er sich durch einen (im Endergebnis erfolglosen) Rettungsversuch zugunsten der französischen Ostindischen Kompanie im Ministerium bekanntmachte und dann durch seinen «Eloge de Colbert» als Kritiker des Physiokratismus zu erkennen gab und damit gegen den Strom schwamm. In der Revolution versuchte er (nach seiner spektakulären Entlassung und Rückberufung im Juli 1789), den Erfolg des bekannten «Blauen Buches» durch das «Rote Buch» vom April 1790 zu wiederholen; er diskreditierte damit einerseits die Monarchie (deren Verschwendungen er blosslegte), andererseits warnte er vor der Inflation im Gefolge der Assignatenwirtschaft. So geriet er zwischen die Fronten und entzog sich der drohenden Unpopularität durch Demission im September 1790. Eine zusammenfassende Würdigung beschliesst das gut bibliographierte Werk.

Zürich

Peter Stadler

Revolution und Krieg. Zur Dynamik historischen Wandels seit dem 18. Jahrhundert. Hg. von DIETER LANGEWISCHE. Paderborn, Schöningh, 1989. 205 S. ISBN 3-506-75116-6. DM 29.80.

Russland und Österreich zur Zeit der Napoleonischen Kriege. Hg. von A. M. DRABEK, W. LEITSCH, R. G. PLASCHKA. Wien, Österr. Akad. der Wissenschaften, 1989. 216 S., 1 Karte (Veröffentl. der Kommission für die Geschichte Österreichs, Bd. 14). ISBN 3-7001-1589-X. öS 350.-/DM 50.-.

Zwei Sammelbände, die beide den Wandel vom späten 18. zum frühen 19. Jahrhundert und zum Teil darüber hinaus im Umfeld von Revolution, Krieg und erwachendem Nationalismus thematisieren. Sie ergänzen sich nicht nur in der Fragestellung, sondern auch der regionalen Gewichtung nach.

Während der aus einer Tübinger Vorlesungsreihe hervorgegangene Band von Dieter Langewiesche sich auf die Mitte und den Westen Europas konzentriert und den Blick sogar nach Nord- und Lateinamerika gleiten lässt, liegen die Hauptakzente des die Referate eines russisch-österreichischen Historikersymposiums festhaltenden Bandes eindeutig auf Ostmitteleuropa unter Einbeziehung des Südostens. Weitgespannte Aus- und Überblicke gibt es in beiden Bänden, etwa bei Langewiesche den von Iring Fetscher über Revolutionstheorien (wo Elisabeth Fehrenbach überdies der «Ideologisierung des Krieges» und Volker Press der Frage nachgeht, warum in Deutschland keine Revolution entbrannte). Im Wiener Band untersuchen die Russen A. L. Narocnickij

und T. M. Islamow die schwierige Balancepolitik Österreichs zwischen Russland und Frankreich und damit die Vorgeschichte des «Wiener Systems» von 1815. Als interessanten Blick auf ein bisher eher vernachlässigtes Thema heben wir den Beitrag von Roman Sandgruber über «Inflationskonjunktur und Alltagsnot in Österreich» heraus. Ansonsten beherrscht die politische Geschichte in herkömmlichem Rahmen den Wiener Band (trotz Beteiligung marxistischer Historiker) eigentlich stärker als denjenigen aus Tübingen.

Zürich

Peter Stadler

Les enfants de la Patrie. Education et enseignement sous la Révolution française, sous la direction de DOMINIQUE JULIA. Numéro spécial de la revue *Histoire de l'éducation*, N° 42, mai 1989. Paris, Institut national de recherche pédagogique, 205p.

Les recherches récentes sur l'histoire éducative de la Révolution française, axées sur les conceptions idéologiques et les projets pédagogiques, n'abordent que rarement les réalisations concrètes et le fonctionnement des réseaux de formation et d'enseignement. Ce numéro spécial d'*Histoire de l'Education* réunit une série de contributions qui s'intéressent au fonctionnement de quelques institutions éducatives pendant la décennie révolutionnaire, particulièrement dans le secteur de l'enseignement pratique et professionnel.

Dans son étude intitulé «L'enseignement médical et la Révolution: essai de réévaluation», Laurence Brockliss prend le contre-pied d'une thèse historiographique réaffirmée depuis deux siècles: celle qui souligne le contraste entre la formation médicale à la fin de l'Ancien Régime (routinière et abstraite) et les réformes introduites en 1794 et 1803. Sans vouloir nier les ruptures évidentes, l'auteur nuance fortement la portée des innovations révolutionnaires. L'enseignement médical au XVIII^e siècle n'était pas entièrement figé et la formation pratique, par l'étude des maladies et l'examen des malades, n'était pas complètement négligée. D'autre part, si on étudie la mise en acte des réformes et non pas les textes normatifs, on s'aperçoit que leur portée est parfois fortement atténuée. Ainsi, la volonté de donner aux médecins une formation plus vaste rencontre de fortes résistances, car elle allonge considérablement la durée des études. Quant à la principale innovation, la formation clinique par l'étude de cas, son impact est freiné par le fait que le grand nombre d'étudiants par rapport aux professeurs rend aléatoire ce type d'enseignement.

Deux contributions s'occupent de l'enseignement des sciences. Bruno Belhoste étudie les origines de l'Ecole polytechnique, en soulignant l'hétérogénéité des influences qui ont concouru à sa création. A la vision encyclopédique de Monge, qui veut former des savants polyvalents, s'opposent les besoins du moment (former les cadres techniques qu'exige l'effort de guerre de la République) et l'héritage de l'Ancien Régime, avec ses filières bien établies pour la formation des ingénieurs. Jean Dhombres examine les tentatives d'enseignement «révolutionnaire» des sciences: apprendre aux élèves les découvertes les plus récentes et les méthodes qui les ont rendues possibles. On retrouve ici deux préoccupations essentielles: enseigner la science telle qu'elle se fait et transmettre les savoirs qui permettent de nouvelles connaissances (apprendre à apprendre).

Marie-Madeleine Compère s'est penchée sur les modalités d'enseignement des langues anciennes dans les Ecoles centrales, à l'aide des matériaux issus des enquêtes ministérielles. Il en résulte entre autres qu'innovation pédagogique et progressisme idéologique n'allaient pas toujours de pair.

L'étude de Hans-Christian Harten «Mobilisation culturelle et disparités régionales: école, alphabétisation et processus culturel pendant la Révolution» tente de construire une typologie des situations locales, afin d'expliquer l'adoption ou le rejet des initia-

tives culturelles de la Révolution. Pour cela elle combine plusieurs indices: alphabétisation, serment constitutionnel, toponymie révolutionnaire, écoles républicaines. On ne saurait trop souligner l'importance et la fécondité de l'analyse typologique, même si les thèses de l'auteur demanderaient quelques vérifications plus solides.

Berne

Marco Marcacci

GUILLAUME DE BERTIER DE SAUVIGNY et ALFRED FIERRO, *Bibliographie critique des mémoires sur la Restauration écrits ou traduits en français*. Genève, Librairie Droz, 1988. 268 p. (Ecole pratique des Hautes Etudes, IV^e Section. Sciences historiques et philologiques. V, Hautes Etudes médiévales et modernes, 63).

Si les mémoires constituent une des principales sources pour la compréhension d'une époque, ainsi que l'action de ses acteurs sociaux, la valeur que présente ce genre historique est cependant étroitement liée à son degré de fiabilité. Le travail accompli par les auteurs de cette bibliographie suscitera un vif intérêt auprès de tous ceux qui sont concernés par la période: la recherche poursuivie concourt non seulement à répertorier les titres d'une production littéraire singulièrement prisée au cours de la première moitié du XIX^e en France – l'ouvrage contient plus de mille entrées – mais surtout permet, sur la base de notices érudites, d'évaluer la pertinence de chaque texte mentionné.

Parmi les préoccupations des hommes et femmes, auteurs de ces mémoires, il ressort que la vie politique et le fonctionnement des institutions retiennent en particulier leur attention. D'importants témoignages, tels ceux du comte A.-F. Ferrand, du comte J.-J. Corbière – ministres pendant la Restauration – ou encore du préfet de police H.-J. Gisquet, contribuent par leur précision et leur richesse à faire ressortir les spécificités du climat politique conflictuel de la période. Des événements comme les «Cent Jours», la «Révolution de 1830», de même que des faits de batailles, suscitent de nombreux récits. Le monde littéraire est également décrit, ainsi que marginalement, celui du travail.

Lausanne

Maryse Maget-Dedominici

GOTTFRIED MAYER, *Österreich als «Katholische Grossmacht». Ein Traum zwischen Revolution und liberaler Ära*. Wien, Österr. Akademie der Wissenschaften, 1989. 253 S. (Studien zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie, Bd. XXIV). ISBN 3-7001-1648-9. öS 490.–/DM 70.–.

Währenddem die späteren Jahre von Joseph Fessler (1813–72, 1862–65 Weihbischof und Generalvikar in Feldkirch, ab 1865 Bischof von St. Pölten), Vinzenz Gasser (1809–79, ab 1856 Fürstbischof von Brixen) und Franz Joseph Rudigier (1811–1884, ab 1853 Bischof von Linz), zum Teil, erforscht sind, lag die Frühzeit im dunkeln. Dem abzuhelfen ist die vorliegende Arbeit gewidmet, die in einer ersten Fassung 1980 beim inzwischen verstorbenen Prof. Heinrich Lutz als Dissertation eingereicht wurde. Die am Anfang klar formulierten Fragen zu Josephinismus, Abkehr der Kirche von diesem Staatskirchentum, Neuorientierung der österreichischen Kirchenpolitik, Konkordat von 1855 usw. führen zu den drei obgenannten Persönlichkeiten, die in vielem Gemeinsamkeiten aufwiesen. So wurden sie als Bauernsöhne in Tirol und Vorarlberg in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geboren, erhielten unter massgeblicher Förderung von Bischof Galura ihre theologische Ausbildung am Brixener Priesterseminar, wo sie nach kurzer Zeit auch dozierten, bevor sie nach dem für sie eindrücklichen und entscheidenden Jahr 1848 noch relativ jung an die Spitze von wichtigen Bistümern berufen wurden. Mayer lokalisiert die drei Exponenten eines kirchlichen Systems, das die fünfziger und sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts in Österreich entscheidend prägte, von diesen Grundbedingungen ausgehend im ökonomischen, sozialen, politi-

schen und religiösen Kontext Tirols und speziell Brixens, bevor er die Bedeutung der Revolution von 1848 aufzeigt. Die folgenden Jahre waren durch Bemühungen um eine rechtliche Stärkung der Kirche gekennzeichnet: Das Konkordat von 1855 erfüllte schliesslich die Zielvorstellungen der katholischen Kirche und der genannten Exponenten und ermöglichte das, was Fessler eher vorsichtig als «freundliches Zusammenwirken der zwei gleichberechtigten Gewalten» beschrieb und was von Gasser ganz offen ausgesprochen wurde: Österreich als «katholische Grossmacht». Das Konkordat konnte aber als Krönung der damaligen kirchenpolitischen Entwicklung nicht lange eine tragfähige Grundlage bilden, denn es stand aus zwei Gründen auf wackligen Füßen: 1. Mit der österreichischen Niederlage im Krieg von 1859, die das neoabsolutistische politische System ins Wanken brachte, kam auch die Kirche in Gefahr, weil sie mit dem Staat zu eng verbunden war. 2. Da die Kirche in einer Reihe von Bereichen Normen als staatlich verpflichtend durchsetzen konnte und damit Prinzipien der katholischen Kirche für alle, auch nichtkatholische, Staatsbürger Gesetz wurden, waren Änderungen unausweichlich, so dass das Konkordat also gar nicht lange eine tragfähige Grundlage sein konnte.

Mit der interessanten, auf neuen Quellenstudien beruhenden Aufarbeitung der Problematik Kirche–Staat im Österreich der Mitte des 19. Jahrhunderts anhand von drei wichtigen Exponenten der katholischen Kirche wird nicht nur ein bisher dunkler, aber wichtiger Bereich der Vorgeschichte des 1. Vatikanums ausgeleuchtet – Gasser etwa war Generalsekretär bei diesem Konzil –, sondern die Arbeit gibt gute Fragestellungen und Hinweise zum Verhältnis Kirche–Staat an sich, eine Frage, die sich auch in der Schweiz zweifellos wieder vermehrt stellen wird.

Welschenrohr

Urban Fink

ALBERT PORTMANN-TINGUELY, *Romantik und Krieg. Eine Untersuchung zum Bild des Krieges bei deutschen Romantikern und «Freiheitssängern»*. Freiburg CH, Universitätsverlag, 1989. XII, 412 S. (Histor. Schriften, Bd. 12). ISBN 3-7278-0634-6. sFr. 48.–.

Um es vorweg zu nehmen: die Rezensentin ist nicht Historikerin, sondern Germanistin, ihr Erkenntnisinteresse ist primär geistesgeschichtlicher und ideologiekritischer Natur. Möglicherweise bestehen Unterschiede zwischen dem hermeneutischen, d. i. auf den Vorgang des Verstehens, gerichteten Text-Umgang germanistischer Prävenienz und dem historisch-quellenkundlichen Verfahren, das sich, ohne zwischen fiktionalen und nichtfiktionalen Texten zu unterscheiden, «jeweils auf das gesamte edierte Schrifttum, auf Briefe und Sekundärliteratur» (S. 5) stützt. Ein unzureichender «Romantik»-Begriff scheint mir «Angriffsfläche» (S. 6) zu bieten, weil er zu widersprüchlichen Vereinfachungen führt: «Die Unterscheidung in «Romantiker» und «Freiheitssänger» erweist sich bei näherem Hinsehen als inhaltlich bedeutungslos (...) wenn man die geistesgeschichtliche Bezeichnung «Romantik» nicht einseitig auf die Frühromantik einengt» (S. 378). Genau hier jedoch liegt der Hund begraben: in der historisch schwer einzusehenden Tatsache, warum die – nicht nur im literarischen Sinne – «progressiv» und revolutionär aufbrechende frühromantische Bewegung sich ins konservativ-reaktionäre, zum Bündnis von Thron und Altar bereite Lager verfügte. Am Beispiel von Friedrich Schlegel hätte sich das zeigen lassen.

Es ist aber das Verdienst vorliegender Arbeit, dass sie auf eine Reihe wesentlichster Fragen den Versuch möglicher Antworten aufzuzeigen unternimmt, indem sie Entstehung und Radikalisierung des Bilds des Krieges bei den im Untertitel genannten «Freiheitssängern» (evtl. hätte sich ein Seitenblick auf H. v. Kleist gelohnt) detailgetreu und, trotz wissenschaftlicher Akribie und umfangreichem Apparat, in spannender und leserfreundlicher Weise aufzeigt. Herausgegriffen seien:

1. Wie ist es geschichtlich möglich – ohne einen dialektischen Salto mortale des Weltgeistes zu propagieren –, dass sich Kants «Zum ewigen Frieden» (von 1795, das Verhältnis der Staaten ist geregelt durch einen «Völkerbund», nach der «Idee» eines «von Natur» gegebenen «ursprünglichen gesellschaftlichen Vertrags») in das Clausewitzsche «Vom Kriege» (1816–1830) verkehrt? – 2. Oder: Wieso bereitet die humanistische Geschichtsphilosophie des 18. Jahrhunderts, die, mit Herder zu reden, «jede(r) Nation ihren Mittelpunkt der Glückseligkeit» zuspricht wie einer «Kugel ihren Schwerpunkt» (1784), dem bellizistischen Nationalismus des 19. Jahrhunderts den Boden, wobei mir weniger christliche, denn alttestamentarische (zoroastrische) Züge vorzuherrschen scheinen (S. 296)? – 3. Welche Kräfte haben den Aufklärungsoptimismus, das naive klassische Humanitätsideal umschlagen lassen in spätromantischen Irrationalismus, Untergangstaumel, woraus unserem Jahrhundert die Katastrophe zweier Weltkriege und mehrerer Genozide erwuchs? – 4. Wie letztlich sollen wir Geschichte zu verstehen (ver)suchen, als Heils- oder Unheilsgeschichte – oder gar nicht?

Es bleibt mir nur zu wünschen, dass ein Buch, welches solch tiefschürfende Fragen auszulösen imstande ist, die wohlverdiente Leserschaft finden wird. (Ich schliesse mit einem Kafka-Zitat: ein Buch – «eine Axt für das gefrorene Meer in uns».)

Zürich

Annelise Ritzmann

JAMES PRADIER, *Correspondance*. Textes réunis, classés et annotés par DOUGLAS SILER. T. III. 1843–1846. Genève, Librairie Droz, 1988. XII, 424 p., ill. (Histoire des idées et critique littéraire, 263).

Nous avons rendu compte dans la *Revue suisse d'histoire*, vol. 36, n° 2, 1986, p. 289–290, des deux premiers tomes de la *Correspondance* parus en 1984. Dans l'introduction du tome III qui vient de paraître, l'érudit éditeur annonce que l'abondance des documents qu'il a réunis l'obligera à consacrer le tome IV aux années 1847–1850. Un tome V, non prévu à l'origine, contiendra les lettres des deux dernières années de la vie de Pradier.

Sur le plan professionnel, les années 1843 à 1846 sont marquées par deux grandes commandes publiques: celles des douze Victoires colossales du tombeau de Napoléon et des cinq figures de la fontaine de Nîmes. Pour parvenir à la réalisation de son œuvre, l'artiste doit surmonter nombre d'obstacles administratifs, financiers et humains. Et que dire de sa collaboration houleuse avec l'architecte de la crypte des Invalides, Louis Visconti, qui alla jusqu'à exiger, après la mort du sculpteur, que ses statues soient retouchées. Cette tâche ayant été exécutée en 1853, il fit détruire tous les modèles!

Aux difficultés professionnelles de Pradier s'ajoutent des épreuves familiales: il divorce en janvier 1845 et perd, en juin 1846, Claire, la fille qu'il a eue de Juliette Drouet. L'Appendice II «Dossier de la séparation» contient des documents édifiants sur l'inconduite de Louise Pradier aggravée de dettes et de faux en écritures. Seize lettres de Pradier à l'avoué Charles Raymond Trou relatent entre autres les péripéties du constat d'adultère.

Quant à Juliette Drouet, son amour maternel blessé lui rend odieux son ancien amant. Ses lettres à Victor Hugo à ce sujet (38 et de nombreux fragments cités) prouvent l'horreur que lui fait désormais Pradier qu'elle décrit comme un père indigne et partiellement responsable de la mort de Claire par le peu d'intérêt qu'il témoignait à son enfant.

On ne saurait trop louer M. Siler d'avoir étoffé les lettres proprement dites avec des documents que sa perspicacité et sa persévérance lui ont permis de réunir.

Genève

Paul Chaix

JEAN-MARIE MOINE, *Les barons du fer*. Metz, Editions Serpenoise / Nancy, Presses universitaires de Nancy, 1989. 563 p., ill. ISBN 2-86480-339-9. 280 FF.

En nous livrant cette fresque biographique des maîtres de forges lorrains, du milieu du XIX^e siècle aux années trente, Jean-Marie Moine ne craint pas de circonscrire sa recherche au seul champ de l'histoire sociale, tout en prenant garde à ne pas enfermer son étude dans un genre insolite qui interdirait toute corrélation aussi enrichissante qu'impérative. Après *L'homme du fer* de Serge Bonnet, le défi n'est pas mince d'éclairer un autre grand pan essentiel de cette mémoire régionale: celui des acteurs dynamiques d'un territoire industriel qui produit les trois quarts de l'acier français avant la Première Guerre mondiale.

L'ouvrage s'articule en trois parties, dont le fil conducteur reste avant tout la démythification d'un groupe social livré jusque-là à un imaginaire sans bornes. La démonstration fondée sur une documentation archivistique solide, surtout de 1880 à 1914, s'applique à redonner aux hommes du fer une dimension plus humaine, affranchie des clichés laudateurs ou imprécatoires. Après une genèse de ces dynasties, qui se démarquent inexorablement d'une tradition métallurgique d'Ancien Régime (apparition de nouvelles fonctions, rôle accru des ingénieurs, dérive vers un recrutement technocratique ...), et dont la montée en puissance est favorisée au lendemain de l'annexion, par la découverte du bassin de Briey et l'adoption du procédé Thomas, l'auteur s'adonne au périlleux exercice d'appréhender la réalité de leur pouvoir dans ses formes économiques, politiques et sociales. Derrière la figure emblématique des Wendel, apparaît alors un monde, certes conscient de sa puissance, mais faillible de par son hétérogénéité, implicitement sclérosé par les ambitions respectives et les querelles intestines. Cette vision pourfend quelque peu le concept d'une oligarchie du fer ubiquiste, redoutablement efficiente, ramenant son omnipotence effective à l'échelle plus juste de la région. La dernière partie renvoie justement, comme explication à une mentalité patronale timorée face aux grands groupes étrangers (à l'exception une nouvelle fois du groupe Wendel), marginalisée dans un provincialisme tant financier que social, contribuant vraisemblablement à favoriser ce processus de désaisissement du pouvoir, amorcé au lendemain de la Seconde Guerre mondiale.

Au terme de cette évocation vigoureuse d'une réalité patronale, qui mériterait néanmoins, pour le confort du lecteur, une cartographie plus claire, ainsi qu'une présentation généalogique moins académique et plus communicative (mais est-ce possible?), commence alors la quête difficile d'une rationalité justifiant comportements et prises de position, qui puisse prendre en compte d'autres paramètres: aléas conjoncturels, opportunité des marchés, contingences technologiques ... Mais la force de l'ouvrage ne réside-t-elle pas dans cette belle incitation à une histoire totale de la sidérurgie lorraine?

Valentigney (France)

Pierre Lamard

WITOLD MOLIK, *Polskie peregrynacje uniwersyteckie do Niemiec 1871-1914* (Die Wanderungen der polnischen Studenten zu den deutschen Universitäten in den Jahren 1871-1914). Poznań, Wydawnictwo Naukowe Uniwersytetu im. A. Mickiewicza w Poznaniu, 1989. 303 S.

Aus der Habilitationsschrift des Verfassers ist die vorliegende Arbeit über das Studium der polnischen Jugend an den deutschen Universitäten von der nationalen Einigung Deutschlands bis zum Ersten Weltkrieg entstanden. Die Untersuchung ist in drei Teile gegliedert. Im ersten Teil werden die deutschen Universitäten, die polnischen Studenten und ihr Studiengang charakterisiert. Im nächsten Teil seiner Arbeit befasst sich der Verfasser u.a. mit den polnischen Studentenorganisationen, der Selbstbildung sowie dem gesellschaftlichen und kulturellen Leben. Der dritte Teil des

Buches heisst: «Die polnischen Studenten und die deutsche Wirklichkeit» und ist der Teilnahme der polnischen Jugend am deutschen politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Leben und ihrer Kontakte mit der deutschen Bevölkerung gewidmet.

Die polnischen Studenten besuchten 14 Universitäten – am häufigsten die in Breslau, Berlin, Greifswald, Leipzig und Halle. Die Wahl Deutschlands als Studienland hatte mehrere Ursachen, aber der Hauptgrund war, dass in den im 18. Jahrhundert von Preussen annektierten polnischen Gebieten keine Universität existiert. Das Bild würde jedoch nicht vollständig sein, wenn wir die wissenschaftliche und kulturelle Anziehungskraft des damaligen Deutschlands nicht berücksichtigen würden. Auch über das schreibt Witold Molik in erschöpfender Weise und schildert in seinem Buch alle Aspekte über das Studium der Polen auf den deutschen Universitätsstädten, die, – das muss man betonen –, zum Abdämpfen der polnisch-deutschen Antagonismen beigetragen haben.

Die Mehrheit der polnischen Studierenden wechselte oft die Universitäten, und ein Teil von ihnen studierte in der Schweiz. Man darf an dieser Stelle nur daran erinnern, dass damals im Lande der Eidgenossen verhältnismässig viele Polen studiert haben. Es bleibt zu wünschen, dass in Zukunft auch über obiges Thema eine wertvolle Studie in der Schweiz oder in Polen erscheinen würde.

Mit seiner fleissigen Arbeit schloss der Verfasser eine wichtige Lücke in der Forschung über die Bildung der polnischen Intelligenz. Zusammenfassend kann man sagen, dass wir dadurch ein gutes Buch erhalten haben.

Gdańsk / Danzig

Marek Andrzejewski

«*Nous crions grâce.*» 154 lettres de pacifistes, juin–novembre 1916, présentées par THIERRY BONZON et JEAN-LOUIS ROBERT. Paris, Editions Ouvrières, 1989. 192 p. (Collection Mouvement social). ISBN 2-7082-25804. 190 FF.

Le 24 juin 1916, en pleine bataille de Verdun, le député socialiste Pierre Brizon monte à la tribune pour se justifier de son refus de voter les crédits de guerre: «Nous votons contre les crédits de guerre, pour la paix, pour la France, pour le socialisme. (...) Nous refusons de voir tomber nos soldats pour donner Constantinople à la Russie.» Ces déclarations, publiées par le *Journal officiel*, valent à son auteur un abondant courrier. Plusieurs dizaines de combattants, de civils, de femmes écrivent alors au député pour le soutenir. Une partie de cette correspondance vient d'être publiée.

Ces lettres sont rédigées par des femmes et des hommes qui, souvent, maîtrisent mal l'écriture. Elles sont le résultat d'un acte à proprement parler extraordinaire, suscité par des circonstances extraordinaires. Afin d'éviter le contrôle postal, elles ont souvent été expédiées par un permissionnaire. Précaution qui ne dispense pas de l'anonymat: «Vous comprendrez très bien qu'étant militaire dans ce pays de liberté, je ne signe pas ma lettre et que je n'indique même pas où je suis, ni ma situation. Malheur à moi si cela venait à être découvert.»

D'une sincérité touchante, ces lettres constituent le témoignage rare d'une culture politique populaire. En effet, elles ne s'attardent pas à décrire ce quotidien du soldat, déjà bien connu des historiens. Adressées à un député, elles privilégient un discours politique. Quatre préoccupations dominantes ressortent de cet ensemble. Tout d'abord, l'expression d'une lassitude infinie à l'égard du conflit et l'aspiration à la paix: «Que la guerre finisse comme on voudra, on s'en fout.» Deuxièmement, l'amertume et la colère face à l'attitude générale des officiers qui font trop bien comprendre à leurs hommes qu'ils ne sont que du «matériel humain». Ensuite, la nécessité de rompre avec «l'infection du mensonge officiel»: avancer vers la paix, c'est rompre un silence, dire la vraie guerre. Enfin, pour ceux qui sont socialistes, le thème de la faillite des dirigeants

du parti, voire de leur trahison, qui revient comme un leitmotiv. Au-delà du témoignage humain émouvant qu'elles offrent, ces lettres sont les premiers symptômes de la crise grave qui éclatera au printemps 1917.

Lausanne

Alain Clavien

ARTHUR ROSENBERG, *Demokratie und Sozialismus*. Frankfurt, Athenäum, 1988. 312 S. (Athenäums Taschenbücher Bd. 116). ISBN 3-610-04716-X. DM 24.80.

Bei dieser 1938 erstmals veröffentlichten Arbeit handelt es sich um das letzte Buch des 1943 im Exil in den USA verstorbenen Arthur Rosenberg. Seine Untersuchungen über die Entstehung und Geschichte der Weimarer Republik gelten noch heute als wichtige Pionierstudien. Von 1924 bis 1928 selbst Reichstagsabgeordneter von KPD und SPD, untersucht Rosenberg das Verhältnis von Demokratie und Sozialismus. Im Mittelpunkt seines Interesses steht die Wandlung in der Einstellung des Sozialismus zur Demokratie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dabei geht er von der These aus, dass sich das Verhältnis in dem Masse verschlechterte, wie der Begriff Demokratie durch den bürgerlich-kapitalistischen Staat besetzt wurde. Allerdings verengt Rosenberg seinen Sozialismusbegriff auf den Marxismus, den er als politische Theorie von Marx und Engels definiert, und qualifiziert frühsozialistisches Gedankengut als «ältere naive Systeme» ab.

Verhängnisvoll für die demokratische Entwicklung war nach Auffassung Rosenbergs die Isolierung der politischen Arbeiterbewegung vom liberalen Bürgertum. Gleichzeitig setzte ein Niedergang des Liberalismus ein, der die demokratische Bewegung weiter schwächte. Rosenberg versucht als Zeitgenosse, den Sieg des Faschismus und Untergang demokratischer Staaten zu erklären. Er lehnt es ab, von einer allgemeinen «Katastrophe der Demokratie» zu sprechen. Hoffnungsvoll stimmt ihn die Tatsache, dass die «alten» Demokratien, zu denen er auch die Schweiz zählt, eine grosse Widerstandsfähigkeit gezeigt hätten. Eine Reihe der Urteile dieser auch heute noch anregenden Studie sind verständlicherweise stark zeitgebunden und von der späteren Entwicklung überholt.

Allschwil

Hermann Wichers

ZEEV STERNHELL, MARIO SZNAJDER und MAIA ASHERI, *Naissance de l'idéologie fasciste*. Paris, Fayard, 1989. 424 p. (L'espace politique). ISBN 2-213-02157-0. 140 FF.

Bislang waren die innovativen, aber nicht unumstrittenen Forschungsbemühungen Z. Sternhells dem interessanten Versuch gewidmet, an den Schriften von neokonservativen Intellektuellen wie Maurice Barrès (1862–1923) den Nachweis zu erbringen, dass das Frankreich der «Dreyfus-Affäre» die eigentliche Wiege der «faschistischen» Ideologie gewesen sei. Internationales Aufsehen haben die Bücher des israelischen Historikers nicht nur deshalb erregt, weil sie den Autoren der revolutionären Rechten dabei eine hohe intellektuelle Syntheseleistung zugebilligt haben. Heftige Gegenwehr löste insbesondere die im Jahre 1976 erstmals zur Diskussion gestellte These aus, dass die Geschichte des «Faschismus» als Geschichte der «révision du marxisme» geschrieben werden müsse. Auf diesem theoretischen Gerüst baut auch die neueste Veröffentlichung Z. Sternhells auf, die unter seiner Federführung als Gemeinschaftsarbeit an der Universität Jerusalem entstanden ist. Im Mittelpunkt der Untersuchung steht die politische Ideenwelt Georges Sorels (1847–1922), die seit der 1906 vollzogenen Abkehr von einem orthodoxen Marxismus ganz im Zeichen jener voluntaristischen «synthèse socialiste-nationaliste» stand, auf die der «Faschismus» in der Zwischenkriegszeit immer wieder zurückgegriffen hat. Neben der Rezeptionsgeschichte des Sorelismus in

Frankreich («Cercle Proudhon», «Faisceau») nimmt sich der israelische Historiker nun erstmals auch der ideologischen Vorgeschichte des italienischen Faschismus an. Sein Augenmerk gilt dabei insbesondere dem revolutionären Syndikalismus eines Antonio Labriola und Robert Michels, der seiner Ansicht nach bereits vor 1914 alle konstitutiven Elemente der «Dottrina del fascismo» enthalten hat. So sehr die Ausweitung der Perspektive auf Italien zu begrüßen ist, können dieser Studie zwei kritische Einwände nicht erspart bleiben. Nach wie vor unbefriedigend ist der zu stark ideologiegeschichtlich ausgerichtete Forschungsansatz, der zu Schematisierungen neigt und eine zu geringe Sensibilität für den länder- und zeitspezifischen Entstehungskontext rechtsgerichteter Ideologiebildungen besitzt. Als problematisch erweist sich auch die zu statisch angewandte Langzeitperspektive, die die entscheidende Formationsphase des «Faschismus» zu apodiktisch vor dem Ersten Weltkrieg ansetzt und die kontextabhängigen Metamorphosen der rechtsgerichteten Welterklärungsmuster nach 1914 zu wenig berücksichtigt. Trotz dieser Kritikpunkte wird auch dieses Buch die nicht eben berauschende «Faschismus-Debatte» der letzten Jahre bereichern.

Basel

Aram Mattioli

HEINRICH POTTHOFF, *Freie Gewerkschaften 1918–1933*. Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund in der Weimarer Republik. Düsseldorf, Droste, 1987. 435 S., Tabellen. ISBN 3-7700-5141-6. DM 78.–.

WOLFRAM PYTA, *Gegen Hitler und für die Republik. Die Auseinandersetzung der deutschen Sozialdemokratie mit der NSDAP in der Weimarer Republik*. Düsseldorf, Droste, 1989. 560 S. (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 87). ISBN 3-7700-5153-X. DM 98.–.

Die Veröffentlichungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik reißen nicht ab. Die Fülle der Literatur ist mittlerweile kaum noch zu überblicken, geschweige denn zu verarbeiten. Kaum hat Heinrich August Winkler seine dreibändige grundlegende Geschichte über Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik von 1918–1933 (Bonn, 1984, 1985, 1987) vorgelegt, erscheinen weitere umfangreiche Monographien.

Heinrich Potthoff untersucht die Organisations- und Mitgliederstruktur, die Tarif- und Sozialpolitik, die gesellschaftspolitischen Zielsetzungen, das parteipolitische Umfeld und die Stellung des ADGB im politischen System der Weimarer Republik. Dabei konzentriert er sich auf die zentralen Instanzen und stellt nicht den Anspruch, eine umfassende Darstellung des ADGB und seiner Einzelgewerkschaften vorzulegen. Dies begründet er mit der grossen organisatorischen Breite des ADGB, die keinesfalls umfassend aufgearbeitet ist. Kann man diesem Urteil zustimmen, so enttäuscht doch, dass Potthoff in weiten Passagen seiner Darstellung nur wenig über bisher Bekanntes hinausgeht. Eine Einzelkritik: Die Wertung der Anpassungspolitik der ADGB-Führung nach dem 30. Januar 1933 trägt leicht apologetische Züge. Im Gegensatz zum Autor kann man sie durchaus als «schmähliche Kapitulation» bezeichnen.

Wolfram Pyta untersucht in seiner Dissertation, wie die SPD als die grösste staatstragende demokratische Partei der Weimarer Republik in den Jahren 1930–33 auf die zunehmenden Erfolge der NSDAP reagiert hat. In einem ersten Schritt arbeitet er die Einschätzung der NSDAP durch die SPD heraus, dann wendet er sich der Frage zu, welche praktischen Konsequenzen die SPD im Kampf gegen die Nationalsozialisten in den Parlamenten, der Exekutive und der Parteiorganisation gezogen hat.

Die Hauptaussage der überaus detailreichen Studie liegt in der Verteidigung der Tolerierungspolitik der SPD gegenüber den Präsidialkabinetten Brüning. Darin sah die SPD die einzige Chance, eine Regierungsbeteiligung der NSDAP zu verhindern, von der man den radikalen Abbau demokratischer Rechte befürchtete. Pyta attestiert

der SPD, sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten durchaus aktiv gegen den Nationalsozialismus gestemmt zu haben. Er bemängelt zu Recht die Unfähigkeit der führenden Funktionäre, auf entscheidende Merkmale der NSDAP (moderne Massenpropaganda, Führerkult und Jugendnähe) angemessen reagieren zu können, überschätzt aber auch die Ansätze in der Partei, solche Mängel zu überwinden. Letztlich verharrte die Parteiführung im Immobilismus, was nichts daran ändert, dass die Schuld am Untergang der Weimarer Demokratie den rechtsbürgerlichen Systemveränderern in den alten politischen Machteliten zukommt. Dies erneut herausgestellt zu haben, ist ein Verdienst der Arbeit. Es bleibt die Frage, ob dies – auch im Interesse des Lesers – nicht pointierter und damit kürzer hätte aufgezeigt werden können.

Allschwil

Hermann Wichers

RONALD SMELSER, *Robert Ley. Hitlers Mann an der «Arbeitsfront». Eine Biographie.* Aus dem Amerikanischen übersetzt von K. und H. NICOLAI. Paderborn, Schöningh, 1989. 316 S. ISBN 3-506-77481-6. DM 48.–.

Robert Ley gehörte im Grunde stets zu den «dii minores» des NS-Herrschaftssystems. Dabei nahm er, der vom Gauleiter im Rheinland zum Reichsorganisationsleiter der NSDAP und dann, 1933, zum Führer der Deutschen Arbeitsfront aufstieg, eine wesentliche Position ein; er hätte aus dieser Machtstellung vermutlich mehr machen können, doch fehlte ihm die persönliche Durchschlagskraft. Das zuerst in den USA erschienene Buch verbindet geschickt biographische mit strukturalistischen Elementen. Der Wandel der DAF von einer ursprünglich gewerkschaftlichen (besser: den Gewerkschaftersatz markierenden) Konzeption zu einer NS-Massenorganisation wurde im «Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit» (vom 24. Januar 1934, mit ergänzender Anordnung Leys zur Neugliederung der DAF) deutlich; fortan bestimmte ein vielerlei an Peitsche mit wenig Zuckerbrot die totalitäre Eingliederung der Arbeiterschaft in das System. Darüber halfen auch alle möglichen Versuche, in der Art des faschistischen Dopolavoro Entfaltungsmöglichkeiten (am bekanntesten die Organisation «Kraft durch Freude» mit ihren Urlaubsreisen, dazu etwa die «Volksbildungsstätten» u. a.) zu schaffen, nicht hinweg. Interessant und weniger bekannt ist Leys Versuch, der beängstigend anwachsenden Machtfülle Bormanns durch eine Art Verschwörung ein Ende zu setzen; sie scheiterte daran, dass Goebbels und Göring ausstiegen. Der Krieg blockierte ohnehin die weitreichenden Sozialpläne des Mannes, der übrigens stets zu den rabiatesten Judenfeinden der Bewegung gehörte; wie Göring entzog er sich der Hinrichtung durch Selbstmord. Das in mancher Hinsicht unentbehrliche Buch stellt zweifellos eine beachtliche Leistung dar.

Zürich

Peter Stadler

RODERICH CESCOTTI, *Kampfflugzeuge und Aufklärer. Entwicklung, Produktion, Einsatz und zeitgeschichtliche Rahmenbedingungen von 1935 bis heute.* Koblenz, Bernard & Graefe, 1989. 312 S., Abb. (Die deutsche Luftfahrt, Bd. 15). ISBN 3-7637-5294-3. DM 78.–.

Flugzeuge im Kriegseinsatz bringen Sprengmittel an Ziele, die mit «klassischen» Waffen wie Geschützen nicht erreicht werden können. Die mangelnde Abwurfgenauigkeit der Horizontalbomber führte zur Entwicklung von Sturzkampfflugzeugen, die das Ziel ganz nahe anfliegen. Zwar war die sich daraus ergebende Sprengwirkung nicht anders als bei genauem Artillerie-Beschuss; doch – zumindestens am Anfang – kam eine gewaltige psychologische Einschüchterung dazu. Im Werk von Cescotti werden die damit zusammenhängenden Probleme dieser deutschen Entwicklung ausführlich diskutiert.

In der Luftschlacht um England, um ein anderes wichtiges Ereignis herauszugreifen, zeigte sich deutlich, dass die angreifende deutsche Luftwaffe eine rund dreifache zahlenmässige Überlegenheit gegenüber der nahe bei ihren Stützpunkten operierenden englischen hätte aufweisen müssen, nur um die Zeitverluste des An- und Abflugs auszugleichen. Und da die Deutschen weit über hundert verschiedene Flugzeugtypen herstellten, ergaben sich z. B. bei der Ersatzteilbewirtschaftung viele Schwierigkeiten, geschweige denn allgemein bei Produktion und Ausbildung. So erlebte auch die deutsche Luftwaffe, dass die nationalsozialistische Führung weder im Allgemeinen noch im Einzelnen die Lage erkennen und die Probleme lösen konnte.

Roderich Cescotti kennt die dargestellte Epoche aus eigener Erfahrung, flog er doch von 1937 bis 1980. Da ein Grossteil der Archive der Luftwaffe 1944/45 vernichtet wurden, ergänzte der Verfasser seine Unterlagen in zahlreichen Einzelgesprächen. Der letzte Teil des Buches leitet in die Gegenwart über. Zahlreiche Bilder unterstützen den Text, der uns einen vorzüglichen Überblick über die deutsche Luftwaffe in den letzten fünfzig Jahren bietet.

Zürich

Boris Schneider

KARL DIETRICH ERDMANN, *Die Spur Österreichs in der deutschen Geschichte. Drei Staaten, zwei Nationen, ein Volk?* Zürich, Manesse, 1989. 103 S. (Manesse Bücherei, Bd. 27). ISBN 3-7175-8153-8. sFr. 14.40/DM 15.50.

Das Bändchen umfasst zwei Aufsätze des bekannten Kieler Historikers aus den Jahren 1985 und 1987 zum Thema der deutschen Einheit (Identität) trotz verschiedener Staatlichkeit. Sie sind angesichts der jüngsten Ereignisse im Osten von neuer Aktualität. Österreich wird zum Exempel für die DDR. In beiden Staaten war die Eigenstaatlichkeit letztlich erzwungen und blieb (bleibt) das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit infolge der langen gemeinsamen Geschichte in dem Masse lebendig, als man sich dieser Geschichte entsinnt. In der DDR erlebte die deutsche Geschichte eine Renaissance aus der Hoffnung auf eine gemeinsame «sozialistische Nation» und wirkt heute als Motor der Wiedervereinigung im Sinne des westlichen Weltbildes. In Österreich geht die Gemeinsamkeit bis ins 10. Jahrhundert zurück und wurde die Trennung, die Bismarck erzwang, nie wirklich akzeptiert. Erst der Schock des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges hat das geändert und ein «Österreichbewusstsein» entstehen lassen, in das man sich nach 1945 einnistete. Spätestens durch den Streit um den Bundespräsidenten Kurt Waldheim ist dieser Kokon aufgebrochen und die Frage wieder lebendig. Erdmann spricht keinem neuen Nationalismus das Wort, sondern sieht im Gegenteil in der Erfahrung von Identität trotz staatlicher Trennung eine Chance für die Zukunft, eine europäische Zukunft. Österreichische Geschichte wird auch für Nichtösterreicher wieder interessant.

Feldkirch

Elmar Haller

STEFAN LEBER, «... es mussten neue Götter hingestellt werden.» *Menschen in der Entfremdung: Marx und Engels, Cieskowski, Bauer, Hess, Bakunin und Stirner.* Stuttgart 1987, Freies Geistesleben.

Dem Buch liegt ein umfangreiches geistesgeschichtliches Projekt zugrunde. Die Moderne wird als einzigartige Situation des Abgrunds gedeutet, die durch tiefe Widersprüche gekennzeichnet ist: technisch-wissenschaftlicher Fortschritt und Umweltbedrohung versus technische Zerstörungsmöglichkeiten. Leber erkennt eine Wurzel dieser Entwicklung in der spezifischen geschichtlichen Situation der abendländischen Philosophie nach Hegel. Im Blickpunkt liegt das Problem der Entfremdung, das die Hegelsche Philosophie zurückgelassen hat. Das einzelne empirische Subjekt geht nicht

in die Bewegung der absoluten Vernunft zu sich selbst ein. Dieser grundsätzlich aner kennenswerte Ausgangspunkt ist aber von Anfang an in den Horizont der anthroposo phischen Lehre gestellt. Somit gelangen andere «Entfremdungserlebnisse» thematisch in die Nachbarschaft der Nachhegelianer: der Sündenfall, die menschliche Erfahrung der Dualität zwischen Körper und Geist, u. a. m.

Die geschilderte Problematik der nachhegelianischen Philosophie wird an sieben Autoren der Zeit behandelt, wobei Leber für sie alle dieselben entscheidenden Lebens jahre ausmacht: 1838–45. Dieser geschichtliche Kairos ist Bestandteil einer kosmi schen Gigantomachie, in der der Erzengel Michael ein Zeitalter selbständigen, von traditionellen Formen losgelösten geistigen und spirituellen Erlebens der Menschheit einleiten soll. Die sieben Nachhegelianer sind Marx, Engels, der polnische Messianist August Graf von Cieskowski, Bruno Bauer, Moses Hess, Michail Bakunin und Max Stirner. Alle rezipieren die geschilderte Entfremdung, und so formt sich eine Argu mentationsachse, an der jeder von ihnen seinen Weg entwickelt. Gefordert wird von allen eine Philosophie, die in die Wirklichkeit eingreift, eine «Philosophie der Tat». Alle denken in Begriffen der Hegelschen Dialektik, wobei Leber diesen Ausdruck so unkritisch verwendet, wie er manchmal schon unter den Nachhegelianern verstanden wurde: als losgelöste Denkfigur, die These, Antithese und Synthese beinhaltet. Leber unterscheidet verschiedene Anwendungsmöglichkeiten der Dialektik, die zur Radika lisierung oder zur Versöhnung von Gegensätzen führen können. Während etwa Marx und Engels, denen der bei weitem grösste Teil der Untersuchung gilt, den einzelnen Menschen ganz in den Rahmen der Klassenzugehörigkeit aufgehen lassen und somit aufgeben, betont Bauer z. B. die Individualität gegen jede gesellschaftliche und religiöse Norm mittels einer Kritik, die sich als Negation um ihrer selbst Willen erschöpft. Die Sympathie des Autors gilt allerdings dem aus der Reihe tanzenden Cieskowski, der in seinen z. T. unveröffentlichten Schriften die Wiederverkörperung der Persönlichkeit und eine spirituell bedingte Gestaltungsmöglichkeit der Geschichte lehrt, die die her kömmliche lineare Zeiterfahrung transzendiert. Die «Versöhnung» des einzelnen Menschen mit dem Absoluten ist nach Leber auf diesem Weg zu leisten, einem Weg, der die «freie Selbstbestimmung des Menschen» ermöglichen soll.

In ihrer Tragweite wird die Untersuchung endgültig eingeschränkt, als sie die an throposophische Hegelkritik formuliert. Auch seinem «diamantenen Begriffsnetz» fehlte noch die Fähigkeit intuitiver Wesensbegegnung von Höherem im Sinne anthro posophischer Menschenlehre. Das Hauptproblem des Buchs ist angesprochen: Rudolf Steiners Lehre ist ihm unkritischer Massstab. So vermischen die Kapitel über die einzelnen Autoren Textinterpretationen, biographische Fakten und Elemente der anthroposophischen Lehre (etwa deren Astrologie) in einer Weise, die keine unvorein genommene, an der Sache argumentierende Rezeption ermöglicht. Das ist zu be dauern, denn die Untersuchung bietet anregende Anstösse, wie etwa die Gegenüber stellung des heutigen Terrorismus, der als eine sehr radikalisierte Rezeption Bakunins verstanden wird, mit der Erlebnisqualität von Opfern in gewissen Mysterienreligionen. Der Verunsicherung in der Moderne, die zu Beginn diagnostiziert wurde, stellt das Buch seine Antwort gegenüber: den Dogmatismus. Eine Zeittafel ergänzt die Darstel lung, die Bibliographie bietet eine Auswahl von Titeln, die der ideologischen Position des Verfassers entspricht.

Zürich

Nicolas Lienert

DANIELLE PROVENSAL et PEDRO MOLINA, *Campo de Nijar: Cortijeros y Areneros*. Almeria, Instituto de Estudios Almerienses de la Deputación provincial de Almería, 1989. 451 p., XXXV planches, cartes, plans, dessins.

Dans le cadre de l'«*Eté espagnol à Genève*» (1989), les autorités de la ville de Genève et le Musée d'Ethnographie (Dir. M. Necker) invitèrent des anthropologues et histo-

riens espagnols d'Almería. Il en résulta une très originale exposition sur le *sparte*, plante de civilisation, ainsi qu'une fête à laquelle fut conviée la population espagnole de Genève. Quant à l'Institut d'Etudes d'Almería, il vient de publier un livre de grande valeur sur la Campagne de Nijar, une des régions qui a servi de cadre à de nombreux westerns américains de qualité.

Dans sa structure l'ouvrage distribue à part égale le texte et l'illustration. Chaque double page comporte entre 3 et 8 photos ou encadrés, fac-similés de pièces historiques, dessins remarquables sur les outils et dispositifs d'irrigation, etc. Résultat d'un véritable effort collectif, il représente tout ce qu'une monographie systématique peut apporter à la science dans son unité: climat, systèmes de cultures, et formes d'intégration de l'élevage, rapports sociaux et cadres institutionnels. La monographie porte sur 600 km², abritant aujourd'hui 12 102 habitants, et faisant partie de la «province» d'Almería, enclave subtropicale la plus aride de l'Espagne du Sud-Est: sa double vocation européenne et néanmoins aride lui donne une particulière importance aujourd'hui quant à la gestion de l'eau et à la protection des sols. Insolite par sa situation entre les terroirs fertiles de Grenade et les «déserts» de la Sierra de Filabres, le «Campo de Nijar» est un trait d'union entre ces deux systèmes écologiques: la cohésion technique est inséparable de l'intelligence politique et des finalités que se fixe une société. A l'imitation de l'adage médiéval «Je l'ai soigné, et Dieu l'a guéri» on pourrait dire: «j'ai drainé, irrigué et Dieu a cultivé». L'ouvrage est d'une grande richesse informative et expose avec courage les risques et les enjeux de notre temps en matière d'environnement. A ce titre il concerne l'ensemble de l'Europe.

Depuis sa superbe culture d'Argar qui créa une des plus anciennes économies agropastorales, jusqu'à l'Europe de l'an 2000 qui repense sa gestion de l'air et de l'eau, le «canton d'Almería» continue de prouver son autonomie inventive. Un exemple parmi d'autres: sous pouvoir hispano-arabe, des chrétiens mozarabes s'organisent en République de marins centrée sur Péchina, intégrant les groupes de cultures et de religions différentes: une fédération maritime prospère, aux XI^e-XII^e siècles, entre Méditerranée et Atlantique! Les innovations techniques majeures sont le plus souvent suggérées dans l'histoire par ceux qui ont maintenu intact l'équilibre vital entre eux-mêmes et leur propre nature.

Genève

Lucie Bolens

FERDINAND ELSENER, *Studien zur Rezeption des gelehrten Rechts. Ausgewählte Aufsätze*. Hg. von F. EBEL und D. WILLOWEIT. Sigmaringen, Thorbecke, 1989. 298 S., 1 Abb. ISBN 3-7995-7055-1. DM 68.-.

Die vorliegende Aufsatzsammlung des Rapperswiler Ferdinand Elsener, die insgesamt 10 Artikel der Jahre 1956 bis 1977 enthält, scheint auf den ersten Blick kaum zusammenhängende Gebiete zu behandeln. Neben der Frage des Majoritätsprinzips tauchen Stichwörter wie Pfaffenbrief, Exkommunikation, Justizreform und vieles andere auf, deren Behandlung willkürlich gewählt zu sein scheint.

Liest man diese interessant geschriebenen Aufsätze jedoch genauer, lassen sich mehrere grundlegende Gemeinsamkeiten herauslesen: 1. Elsener behandelte überwiegend schweizerische Verhältnisse, womit ein manchmal zu stark vorherrschender «deutscher Provinzialismus» (S. 6) überwunden werden konnte, dessen Resultate in oft unrichtiger Weise unbesehen auch auf die Schweiz übertragen wurden. 2. Der Titel der Aufsatzsammlung «Studien zur Rezeption des gelehrten Rechts» gibt die zweite Grundströmung an: Elsener erkannte bereits in den fünfziger Jahren, dass der Einfluss des gelehrten Rechts, der bisher weitgehend negiert worden war, auch für die Schweiz bedeutsam gewesen war. So konnte er etwa gegen die Schweizer Vertreter der Klassiker der deutschen Rechtsgeschichte wie Ulrich Stutz, Hans Fehr und Eugen Huber nach-

weisen, dass über die geistlichen Gerichte, über das Notariat und über das Schiedsgerichtverfahren das römische und kanonische Recht auch Eingang in die eidgenössische Rechtskultur gefunden hatten. Durch diesen Aufweis wurden auch einige bisherige, einseitige Interpretationen korrigiert. So kann etwa der eidgenössische Pfaffenbrief von 1370 nicht mehr so antiklerikal gedeutet und als so singulär hingestellt werden, wie dies etwa seit dem 18. Jahrhundert bis in dieses Jahrhundert aufgrund einer einseitigen Perspektive getan wurde. Ähnliches ist zum Kirchenbann zu sagen: Trotz aller Empörung über den politischen Missbrauch der Exkommunikation durch die mittelalterliche Kirche und über den unersättlichen Fiskalismus der Kurien in Avignon und Rom konnte Elsener kaum Klagen im Bereich der zivilrechtlichen Forderungsprozesse bezüglich des Kirchenbanns finden, weil die Exkommunikation unter dem Signet des «peccatum» (S. 164) schlicht und einfach den Anschauungen der Zeit entsprach und ein wirksames Exekutionsmittel bot, was bei der heillosen Rechtszersplitterung der spätmittelalterlichen Territorien ein nicht zu unterschätzender Vorteil war.

Elsener gab in seiner Tübinger Antrittsvorlesung vom 17. Februar 1960, die sich mit der Exkommunikation als prozessuellem Vollstreckungsmittel beschäftigte, selbst die Fragestellung an, die hinter seinem ganzen Werk steht: «Es hat sich für den Historiker ... schon öfters gelohnt, dort sich mit einem geschichtlichen Tatbestand auseinanderzusetzen, wo die Gegenwart moralisierend den Zeigefinger erhebt» (S. 153). Dies stimmt in der Tat. Die vorliegende Aufsatzsammlung beweist dabei nicht nur die Notwendigkeit dieser Fragestellung, sondern sie zeigt auf, dass durch eine solch gute Fragestellung auch scheinbar trockene Materie hochinteressant aufgearbeitet und mit dementsprechendem Gewinn gelesen werden kann.

Welschenrohr

Urban Fink

KLAUS PECHSTEIN, VIOLA EFFMERT, *Schlesische Goldschmiedearbeiten im Germanischen Nationalmuseum*. Katalog. Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, 1990. ca. 160 S., Abb. ISBN 3-926982-17-9.

Schlesische Dichter wie Andreas Gryphius, Joseph von Eichendorff, Gustav Freytag, Gerhard Hauptmann sind uns heute ein Begriff; schlesische Goldschmiede wie Koch, Nitsch, Pfister, Mentzel, Plackwitz, Haase sind uns eher unbekannt. Und dennoch sind die Leistungen dieser Goldschmiede denen anderer Künstler in Europa ebenbürtig. Denn die Hansestadt Breslau war nicht Provinz, sondern kulturelles Zentrum Schlesiens und seit dem 14. Jahrhundert eng verbunden mit Köln und Brüssel, und auch im 18. Jahrhundert wurden die schlesischen Gesellen aufgefordert, nach Holland, England, Frankreich und Italien zu wandern, bis die neuen Herren, die Preussen, 1756 vorschrieben, dass die eigenen Grenzen nicht überschritten werden durften.

1905 gab es in Breslau eine Schau mit Hunderten von Stücken, während die als Grundlage zum Katalog dienende Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg nur noch mit 120 Gegenständen aufwarten kann. Darin spiegeln sich die tragischen Ereignisse dieses Jahrhunderts, so dass wir aus dem 13. Jahrhunderts nichts mehr vorfinden, sondern erst ab 1420, obschon gerade das ganze Mittelalter für die Bischofsstadt Breslau ein künstlerischer Höhepunkt war, gefolgt von der Renaissance. Schon früher, nämlich in den Pestzeiten und im Dreissigjährigen Krieg, waren die damaligen Bestände dezimiert worden, doch im Barock gab es einen neuen Aufschwung. Ein grosser Teil dieser Produktion ging nach Polen und Russland, während die in der Gegenreformation bedrängte evangelische Kirche als Auftraggeber hinter die katholische mit ihren grösseren Möglichkeiten zurücktrat.

Der Katalog präsentiert uns, zum Teil farbig, Pokale, Becher, Sargschilde, seit dem 18. Jahrhundert dann Tafelsilber, Besteck, Zuckerdosen, Mokka-Kännchen.

Zürich

Boris Schneider